Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 52 (1972-1973)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

VERBÜNDETE GEGEN HITLER

Stand der Forschung

Die Zahl der Veröffentlichungen über den innerdeutschen Widerstand gegen das Nazi-Regime und über das Attentat gegen Hitler am 20. Juli 1944 ist im Verlaufe der letzten Jahre lawinenartig angewachsen und kaum mehr zu überblicken. Immer mehr haben sich auch ausserdeutsche Autoren mit der deutschen Widerstandsbewegung beschäftigt. Die Qualität der Publikationen ist sehr unterschiedlich und die Ergebnisse und Bewertungen, zu denen sie gelangen, widersprechen sich vielfach, was aber durchaus verständlich ist, weil die Verfasser meistens von verschiedenen geistigen Standorten ausgehen.

Dank einer Anzahl ausgezeichneter Studien dürften heute die Motive, Ziele und Aktionen der Opposition weitgehend geklärt sein, ein Umstand, der gelegentlich zu einer etwas anderen Verteilung von Licht und Schatten führt als bisher. Nach wie vor ist es aber äusserst schwierig, die Angehörigen des deutschen Widerstandes aus ihren damaligen politischen Vorstellungen heraus zu verstehen. Sie handelten bei weitem nicht alle aus denselben Beweggründen. Zudem wird zu beherzigen sein, was Hans Rothfels gefordert hat: dass niemand das Recht habe, über Gewissenskonflikte und Möglichkeiten unbedingter Haltung leichtfertig zu urteilen, der nicht selbst voll durch die Erprobung gegangen ist.

Die Quellenlage ist begreiflicherweise einer dauernden Veränderung unterworfen. Einerseits wird sie zunehmend ungünstiger, weil zahlreiche Zeugen verstorben sind oder sich nicht mehr an Einzelheiten erinnern. Anderseits aber sind sehr viele relevante Dokumente aus den Archiven der Siegermächte freigegeben worden.

Eine grosse Überraschung brachte die Entdeckung eines Tagebuches von *Helmuth Groscurth*, der in den Jahren 1938–1940 zum Kern der militärischen Opposition gegen Hitler gehört hat und der im April 1943 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft gestorben ist[1]. Das Buch hat den Charakter einer neuen, zeitgenössischen Quelle, die unsere Erkenntnisse über Denken und Handeln des militärischen Widerstandskreises wesentlich bereichert. Ausser dienstlichen Aufzeichnungen und dem privaten Tagebuch Helmuth Groscurths enthält das Werk zahlreiche Dokumente, insbesondere bisher unveröffentlichte Denkschriften des Widerstandes, worunter allein sechs vom ehemaligen Chef des Generalstabes Ludwig Beck, zu dem der Tagebuchführer in einem engen Vertrauensverhältnis gestanden hat. Diese bilden einen wertvollen Beitrag zur Beurteilung des Denkens und Handelns von Ludwig Beck. Einen Höhepunkt erreichen die Aufzeichnungen mit dem Bericht über die kurze Phase der Staatsstreichplanung des Generalstabes, die – unter massgeblicher

Beteiligung von Groscurth – im Zusammenhang mit der von Hitler beabsichtigten Auslösung der Westoffensive im Spätherbst 1939 erfolgte.

Gesamtschau des Widerstands

Aus der Flut der wissenschaftlichen Publikationen über den innerdeutschen Widerstand verdienen zwei besonders hervorgehoben zu werden: Peter Hoffmanns umfassendes Buch über den innerdeutschen Widerstand und die Stauffenberg-Biographie von Christian Müller.

Peter Hoffmanns Werk ist zweifellos die bisher umfassendste wissenschaftliche Darstellung des Kampfes der Opposition gegen Hitler[2]. Obgleich die Schilderung der Ereignisse des 20. Juli 1944 darin einen breiten Raum einnimmt, ist es nicht einfach als «Buch über den 20. Juli» anzusprechen. Vielmehr behandelt es alle ernst zu nehmenden früheren Versuche, Hitler zu stürzen oder zu ermorden. Dabei liegt der Hauptakzent der Darlegungen weniger auf den Motivationen, als vielmehr auf dem Ablauf der Ereignisse und den mehr technischen Aspekten des Widerstandes.

Die minutiöse, gründliche und übersichtliche Darstellung verleiht dem Buch eine Überzeugungskraft, wie sie wohl keiner anderen der bisherigen Publikationen über den innerdeutschen Widerstand eigen ist. Es ist kaum denkbar, dass das Werk Peter Hoffmanns in absehbarer Zeit durch ein anderes überholt werden könnte, weil es die Quellen zu dem behandelten Hauptthema bis auf unwesentliche Reste ausschöpft und fast alle Spezialveröffentlichungen von 1945 bis Herbst 1968 zusammenfasst.

Ein umfangreicher und ausführlicher Anhang mit vielen Skizzen, Fotos und Übersichten sowie ein sorgfältig zusammengestelltes Register tragen dazu bei, dass das Werk Peter Hoffmanns als vorzügliches «Hand- und Nachschlagebuch des deutschen Widerstandes» angesprochen werden kann.

Stauffenberg – neu gedeutet

Für die Charakteristik der Persönlichkeiten des Widerstandes und ihre Motive sind nach wie vor die bekannten Werke von Rothfels, Zeller, Ritter u. a. grundlegend. Eine umfassende Biographie über den Attentäter vom 20. Juli 1944 fehlte bisher.

Die Biographie des jungen Schweizer Historikers *Christian Müller* über Stauffenberg ist allerdings nicht die erste Untersuchung, die sich mit dem in beiden Teilen Deutschlands anerkannten Attentäter und Opfer des 20. Juli befasst[3]. Im Jahr 1964 hat *Bodo Scheurig* erstmals eine zusammenhängende, knappe und in spannender Form geschriebene Lebensbeschreibung Stauffenbergs veröffentlicht[4]. Er hat dabei auf das im Lichte der Überlieferung schillernde Bild Stauffenbergs und auf offene Probleme in seinem Lebenslauf hingewiesen und den Ruf nach einer umfassenden Biographie erhoben, «die vielleicht einmal geschrieben werden mag». Bereits ein Jahr später hat *Joachim Kramarz* eine auf mehr Quellen basierende, gründlichere Biographie über Stauffenberg publiziert, in der er bemerkte, dass die Verschiedenheit des Urteils über Stauffenberg nicht zuletzt darauf beruhe, dass sein Lebenslauf zu wenig bekannt sei[5].

In der Biographie von *Christian Mül-*

ler wird Stauffenberg von dem heroisierenden Heiligenschein zahlreicher Widerstandspublikationen völlig befreit. Stauffenbergs Zielsetzung und die politischen Aspekte werden in den Mittelpunkt der Betrachtungen gerückt und der Zusammenhang zwischen der krisenhaften militärischen Entwicklung der letzten Kriegsjahre und Stauffenbergs Entschluss zur Konspiration hergestellt. Die Verflechtung des Biographischen mit den grossen historischen Zusammenhängen gibt der sehr sorgfältigen Darstellung etwas ungemein Plastisches. Wer diese umfassende Biographie, die gleichzeitig eine präzise Geschichte des 20. Juli 1944 ist, liest, wird einen neuen Stauffenberg entdecken. Weil Christian Müller alle verfügbaren Quellen herangezogen und noch einmal ausgewertet hat und weil es unwahrscheinlich ist, dass noch weiteres unentdecktes Material existiert, ist zu erwarten, dass sein Werk für lange Zeit die letzte authentische Stauffenberg-Biographie sein wird. Sie ist ein erschütterndes Zeugnis schicksalhafter Entscheidungen einer mutigen, allein gelassenen Generation.

Paul Gygli

[1] Helmuth Groscurth, Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938–1940, Herausgegeben von Helmut Krausnick und Harald C. Deutsch unter Mitarbeit von Hildegard von Kotze, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1964. – [2] Peter Hoffmann, Widerstand. Staatsstreich. Attentat, R. Piper & Co. Verlag, München 1969. – [3] Christian Müller, Oberst i.G. Stauffenberg, Droste-Verlag, Düsseldorf 1970. – [4] Bodo Scheurig, Claus Graf Schenk von Stauffenberg, Colloquium-Verlag Otto H. Herz, Berlin 1964. – [5] Joachim Kramarz, Claus Graf Stauffenberg, Bernard & Graefe-Verlag für Wehrwesen, Frankfurt a. M. 1965.

KANT-FORSCHUNG

Systematische Grundlagen der praktischen Philosophie

«Ein der praktischen Philosophie Kundiger ist darum eben nicht ein praktischer Philosoph. Der letztere ist derjenige, welcher sich den Vernunftzweck zum Grundsatz seiner Handlungen macht, indem er damit zugleich das dazu nöthige Wissen verbindet...»[1].

In diesen Worten aus der Vorrede zu den «Metaphysischen Anfangsgründen der Tugendlehre» liegt nicht nur ein wesentlicher Aspekt der Antwort Kants auf jene uralte Frage «Wozu Philosophie?»[2], sondern auch der gemeinsame Ausgangspunkt der drei Kant-Abhandlungen von *Norbert Hinske*[3], *Traugott Weisskopf*[4] und *Henri Lauener*[5]. Bei aller Verschiedenheit der Themenstellung treffen sich die drei bedeutenden Werke der neueren Kant-Literatur in den systematischen Grundlagen der praktischen Philosophie. Mit vorzüglicher Deutlichkeit erarbeiten die drei Autoren jene Voraussetzungen, die es im umfassenden Sinne zur Erkenntnis des einleitend Zitierten bedarf, indem sie Kants Werk nach dem Gehalt

der Transzendentalphilosophie, der Pädagogik und der Ethik untersuchen. Die Bücher sprechen damit ein über den Kreis der Spezialisten hinausreichendes Publikum an, das an grundsätzlichen Fragestellungen der praktischen Philosophie interessiert ist.

Der Transzendentalbegriff

Der erste Halbband «Kants Weg zur Transzendentalphilosophie. Der dreissigjährige Kant» ist ein Teil von *Norbert Hinskes* Gesamtwerk, das Kants Begriff des Transzendentalen im umfassenden Rahmen behandelt. Der Gesamtplan, der dem Buch vorangestellt ist, gibt einen ersten Überblick über die gewaltige Aufgabe, die sich Hinske gesetzt hat. Dem ersten Band sollen folgen: «Der erste Entwurf der Transzendentalphilosophie», «Die Ausarbeitung der Transzendentalphilosophie» und «Die Krisis der Transzendentalphilosophie im opus postumum»[6].

Zwei Ziele hat sich Norbert Hinske für den ersten Teil gesteckt: «Die Arbeit versucht erstens klarzustellen, in welchen Bedeutungen und Zusammenhängen Kant in seinen philosophischen Bildungsjahren den Begriff des Transzendentalen kennengelernt und aufgenommen hat»[7]. Sie will zweitens die philosophische Ausgangslage sichtbar machen, «die Kant von Anfang an in seinen Problemstellungen und Lösungsversuchen bestimmt und schliesslich (...) zu einem selbständigen Entwurf der Transzendentalphilosophie veranlasst hat»[8]. Mit dieser klaren Gliederung ist zugleich die terminologisch-philosophische Schwerpunktsetzung gegeben. Dem ersten Ziel entspricht der Titelbegriff des Transzendentalen, während die innere Ausgangslage als eigentlich philosophische Vorbedingung, wie sie im zweiten Ziel angetönt wird, weitgehend durch die Problematik der Antinomien[9] gekennzeichnet ist. In der Einleitung findet sich zunächst eine ausführliche Darlegung der Ambivalenz und Vieldeutigkeit von Kants kritischem Begriff des Transzendentalen. Im Blick auf die «wechselreiche und verschlungene Geschichte der Kantforschung» hat der Begriff «zu immer neuen Auslegungen, Missverständnissen und Differenzen Anlass gegeben»[10].

Unter Bezugnahme auf diese Vielgestaltigkeit stellt Hinske den biographischen und ideengeschichtlichen Hintergrund des Transzendentalbegriffes her. Die erste, ideengeschichtliche, Voraussetzung lautet: Kant war «weder der ‹Erfinder der Transzendentalphilosophie› (...) noch hat er sich selbst in dieser Weise verstanden. Vielmehr knüpft er mit dem Begriff bewusst an vorliegende Traditionen und Fragestellungen an, denen er jedoch zugleich eine neue Richtung zu geben sucht»[11]. Zusammenfassend unterteilt Hinske diese Traditionen in drei Bedeutungsfelder. «Das erste ist durch die pauschale Gleichsetzung von Transzendentalphilosophie und Metaphysik (beziehungsweise Ontologie) als ganzer gekennzeichnet.» «Das zweite Bedeutungsfeld ist das der cosmologia transcendentalis, das dritte das der Transzendentalienlehre des Wolffianismus, bei dem die transzendentale Philosopphie nur noch eine bestimmte ‹Sektion› innerhalb der Ontologie als ganzer ausmacht»[12]. Bei der Untersuchung des Einflusses dieser drei Richtungen auf Kants Transzendentalbegriff taucht die zweite, werkbiographische, Voraus-

setzung auf. «Während es unsicher ist, ob Kant mit dem zuerst genannten Bedeutungsfeld überhaupt noch unmittelbar in Berührung gekommen ist, hat er die beiden anderen mit Sicherheit spätestens als etwa Dreissigjähriger, und zwar in den verschiedensten Ausprägungen, kennengelernt»[13]. In den Bemerkungen zur «Monadologia physica» bezüglich der «cosmologia transcendentalis»[14] und in der Analyse von Kants Reflexionen zur Wolffianischen «Transzendentalienlehre»[15] dringen wichtige Erkenntnisse für die beiden erwähnten Prämissen durch.

Das zweite Kapitel bringt unter dem Titel «Die erste Gestalt der Antinomienproblematik und Kants irenische Vermittlungsversuche»[16] zunächst eine Darstellung der Grundthemen des dreissigjährigen Kant. Im Mittelpunkt steht die «Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels», wo sich zum erstenmal bei Kant in voller Klarheit ein Zusammenhang zeigt, «der sich in seiner späteren Transzendentalphilosophie in umfassender Weise wiederholen wird: der Zusammenhang zwischen einer bestimmten Konfliktlage und der eigenen ‹Lehrverfassung›, die dieselbe aufzufangen sucht»[17]. Es folgen die im gleichen Jahr erschienene Habilitationsschrift «Nova dilucidatio» – «im ganzen genommen die konservativste und konventionellste Abhandlung, die Kant geschrieben hat»[18] – und die letzte Schrift der Jahre 1755/56, die «Monadologia physica». In ihr kommt «der dreissigjährige Kant auch in der konkreten Durchführung der Probleme seiner späteren Antinomienlehre am nächsten»[19]. Ohne als Antinomien formuliert zu sein, finden sich in den Schriften der Jahre 1755/56 bereits alle Antinomien der «Kritik der reinen Vernunft»[20]. Nachdem er den Begriff herausgearbeitet sowie die Lage der Metaphysik dargestellt hat, wendet sich Hinske dem Methodenproblem und dem irenischen Modell zur «Auflösung» der Streitigkeiten[21] zu.

Aus diesen beiden, für die Bildung eines einheitlichen Transzendentalbegriffes bedeutenden Kapiteln folgt jene Frage, mit welcher der erste Halbband schliesst und die gleichzeitig die Probleme der folgenden Bände eröffnet: «Gibt es in Kants Transzendentalphilosophie, wie es der Haupttitel der Untersuchungen suggeriert, hinter der Vielfalt der Bedeutungsrichtungen überhaupt so etwas wie einen einheitlichen ‹Begriff des Transzendentalen› oder muss es mit der Aufzählung von divergierenden Bedeutungen und Nuancen sein Bewenden haben, deren Verschiedenartigkeit der gleichlautende ‹Systemausdruck› nur oberflächlich verdeckt»[22].

Textkritische Fragen nach dem Pädagogen

«Die Schrift ‹Immanuel Kant über Pädagogik› kann nicht als authentisches Werk Kants angesehen werden. Sie ist deshalb aus der Akademie-Ausgabe zu entfernen»[23]. Dies ist die wichtigste und zugleich folgenreichste Schlussfolgerung aus der überaus reichhaltigen und sorgfältig ausgearbeiteten Dissertation von *Traugott Weisskopf* «Immanuel Kant und die Pädagogik», die als fünfter Band der von Prof. Hansjörg A. Salmony herausgegebenen «Basler Beiträge zur Philosophie und ihrer Geschichte» erschienen ist.

Die für die Kantforschung neuen Erkenntnisse beruhen auf einer Hypothese über Aufbau und Entstehung der von Friedrich Theodor Rink edierten

Schrift «Immanuel Kant über Pädagogik», die sich aus vier – auf umfangreichen Textvergleichen und Textanalysen abgestützten – Thesen zusammensetzt:

1. «Rink fügte aus einer Nachschrift einer Ethikvorlesung Abschnitte in die pädagogischen Notizen ein, verwendete daraus auch einzelne Sätze und Gedanken zur Glättung des Textes und gestaltete nach eigenem Ermessen um»[24].

2. «Teile der Schrift ‹Immanuel Kant über Pädagogik› basieren auf Kollegentwürfen zur ‹Anthropologie› beziehungsweise auf Entwürfen zu einer ‹Beobachtungslehre›»[25].

3. «Teile der Schrift ‹Immanuel Kant über Pädagogik› basieren auf Exzerpten aus Rousseaus ‹Emil oder über die Erziehung›, die sehr wahrscheinlich Kant selbst zusammengestellt hat»[26].

4. «Der Herausgeber F. Th. Rink hat beinahe jeden Abschnitt der Schrift ‹Immanuel Kant über Pädagogik› stilistisch überarbeitet und meistens auch sinngemäss ergänzt und die verschiedenen Teile nach eigenem Gutdünken zu einem Ganzen zusammengefasst»[27].

Diese in unserer Besprechung vorweggenommenen Forschungsergebnisse sind die Frucht einer wissenschaftlich seriösen Arbeit von erheblichem Umfang. Kein Urteil wird von Weisskopf übers Knie gebrochen. Seine Methode ist konsequent auf Sorgfalt und Rücksicht für das kleinste Detail ausgerichtet. Es werden nirgends voreilige Schlüsse gezogen, weder in den zahlreichen textkritischen Vergleichen von Parallelstellen noch in den Analysen von inhaltlichen Differenzen. Es spricht für Weisskopfs Methodik als ganzer, wenn er im Laufe seiner Beurteilung von Rinks Herausgebertätigkeit schreibt: «Nachdem wir nun den Herausgeber der pädagogischen Notizen und seine editorische ‹Eigenart› näher kennenlernten, müssen wir in Zukunft mit noch grösserer Vorsicht, mit noch schärferem kritischem Blick den ‹Bemerkungen›, wie Rink sie bezeichnet hat, gegenübertreten. Verständlicherweise drängen sich schon hier gewisse Schlussfolgerungen auf, die wir jedoch bewusst zurückhalten wollen, bis sämtliche Zusammenhänge aufgezeigt sind. (...) Deshalb schieben wir weitere distanzierende Abklärungen dazwischen, damit die von uns angestrebte hypothetische Aussage über den Aufbau und die Authentizität der Schrift ‹Immanuel Kant über Pädagogik› so gut wie nur möglich fundiert ist»[28].

Es sind diese immer wieder eingeschobenen «distanzierenden Abklärungen» und die Ausrichtung auf die übergeordneten Zusammenhänge, die rein äusserlich für den Umfang dieser Dissertation verantwortlich sind und die inhaltlich einem breiten Spektrum von Fragen Raum geben. So werden in einem ersten Teil die in pädagogischer Hinsicht wichtigen Fakten zu einer Biographie Kants zusammengetragen[29]. Im zweiten Abschnitt wird die Entstehung der von Rink bearbeiteten Schrift genau analysiert, wobei die speziellen textkritischen Ausführungen von verschiedenen Erläuterungen zur Vorlesungstätigkeit Kants begleitet sind. Die von Kant für seine pädagogischen Kollegien verwendeten Kompendien[30] werden in ihrem Inhalt und in ihrer ideengeschichtlichen Position vorgestellt. Von besonderem Interesse ist der Nachweis, dass Kant Rousseaus «Emil» als direkte Quelle benützte; Weisskopf kann dafür einige textkritische Belege anführen[31].

Eine sehr kritische und mehrheitlich negative Wertung erfährt die herausgeberische Tätigkeit von Friedrich Theodor Rink, insbesondere dessen kompilatorische Technik[32]. Zusammen mit Adickes bringt Weisskopf gegenüber der «Wissenschaftlichkeit» der Rinkschen Bearbeitungsmethoden zahlreiche Bedenken vor: «Auf Grund von Vergleichen ergibt sich einwandfrei, dass Rink stilistische Änderungen vorgenommen hat. (...) Hie und da treten eigene Zusätze Rinks auf, ohne dass sie als solche gekennzeichnet sind»[33]. Auch scheint Rink die Vorlage mehrfach missverstanden zu haben[34].

Die textkritischen Vergleiche zwischen den seit 1803 erschienenen Editionen bleiben leider ebenso ohne Erfolg[35] wie die Nachforschungen nach einer Vorlesungsnachschrift des «Collegium scholastico-practicum»[36], wobei letztere allerdings das erfreuliche Ergebnis eines wertvollen Beitrags zum Thema «Kant und die Kantianer in der Schweiz»[37] zeitigten.

Neben dem umfangreichen Anmerkungsapparat bringen insbesondere die beiden Anhänge wertvolle Ergänzungen. Der Autor hat sich mit der kritischen Besprechung der bisher erschienenen Abhandlungen zum Thema «Immanuel Kant und die Pädagogik» unter Einschluss der Randgebiete eine grosse zusätzliche Arbeit aufgelastet, die in Anbetracht der Verdichtung des Informationsgehalts von 52 Büchern auf nur rund vierzig Seiten nicht nur für den interessierten Leser, sondern auch für jeden künftigen Bearbeiter des Themas «Kant und die Pädagogik» bedeutende Erleichterungen bringt[38]. Wertvoll ist auch das Register über die Parallelstellen zur Schrift «Immanuel Kant über Pädagogik», das die genaue Nachprüfung der Belege für die Schlussfolgerungen Weisskopfs ermöglicht; jene Schlussfolgerungen, von denen die letzte und zugleich aktuellste zum Schluss zitiert sei: «Dadurch wird es möglich, in Kant nicht nur und in erster Linie den grossen Vollender und Überwinder der Aufklärung zu sehen, sondern auch und vor allem heute einen Pädagogen von Rang, dem die Bildungsfähigkeit des Menschen zum Menschen unaufhörlich zu leistende Aufgabe bedeutete»[39].

Kant und Hume

Die dritte, der Fülle der neueren Kant-Literatur entnommene Abhandlung bringt eine systematische Gegenüberstellung einiger Hauptpunkte der Lehren von Kant und Hume. *Henri Lauener* hat den Anstoss für sein Buch «Hume und Kant» aus der gegenwärtigen Situation der Philosophie erhalten. «Die Zweifel an der methodischen Richtigkeit der heutigen Philosophie im allgemeinen haben uns schliesslich bewogen, uns einer nochmaligen Besinnung auf die Leistungen des Empirismus und Rationalismus zu unterziehen, um dadurch am Vergleich zweier exemplarischer Systeme darzulegen, welche prinzipiellen Lösungsmöglichkeiten sich auf Grund dieser einzig reinen Methoden anbieten[40].»

Auch in diesem Werk widerspiegelt die Grobeinteilung in Erkenntnislehre und Ethik den von uns in der Einleitung angeführten Dualismus von theoretischer und praktischer Philosophie. Der erste Abschnitt beginnt mit den Prinzipien und Methoden der Erkenntnislehre, wobei die unterschiedliche Fassung der Hauptbegriffe durch Hume und Kant im Mittelpunkt steht.

Dank Laueners klarer Sprache und seinem methodisch sauberen Vorgehen heben sich die beiden Positionen scharf voneinander ab, so beispielsweise beim Verstand: «Der Sensualist behauptet also, dass im Intellekt nur Inhalte vorkommen, die durch die Sinne vermittelt sind, und dass sich letztlich der Verstand deshalb von der Sinnlichkeit nur graduell (...) nicht aber dem Wesen oder der Art nach unterscheide. Sicheres Wissen gewähren entsprechend allein die analytischen Urteile (...). Kant hingegen befreit den Verstand von jeglichem Abhängigkeitsverhältnis, indem er ihm synthetische Tätigkeit zulegt und ihn als zweite selbständige Quelle der Erfahrung von der Sinnlichkeit völlig loslöst»[41].

Bei den mathematischen Auffassungen tritt für Lauener die Unzulänglichkeit einer rein empirischen Erkenntnistheorie am deutlichsten hervor. Er stellt bei Hume eine eigentliche «Hilflosigkeit» gegenüber der Mathematik fest[42] und hält ihm Kants mathematische Methode entgegen. Diese konstruiert nach Kant ihre Begriffe selbst, das heisst sie stellt die diesen entsprechende Anschauung a priori her[43]. Entsprechend der bereits im Vorwort vollzogenen Aktualisierung geht Lauener in Exkursen auf die neuere Mathematik, insbesondere auf Louis Couturat und dessen Kritik am synthetischen Charakter der mathematischen Grundsätze ein[44]. Er kommt auf Grund dieser mathematisch-philosophischen Abwägungen zum interessanten Ergebnis, «dass Kant mit seiner Lehre von der Mathematik als einer letztlich auf reiner Anschauung fussenden und deshalb für die Erfahrung exakt anwendbaren Wissenschaft zwischen Hume und den modernen Mathematikern steht»[45].

Auch dort, wo bei den Theorien von Raum und Zeit die beiden Methoden analysiert werden, wird der Bezug zur wissenschaftlichen Aktualität hergestellt. Man darf auf die in diesem Zusammenhang angekündigte Arbeit über das Verhältnis von Kants Raum- und Zeitlehre zu den Ergebnissen der modernen Physik gespannt sein[46]. Eine sehr ausgewogene Darlegung erfährt das Problem des Ichs, insbesondere in der Gegenüberstellung von Kants formalem Ich und Humes persönlicher Identität. «Kants formales Ich hat allerdings mit Humes ‹persönlicher Identität› nichts mehr gemeinsam, ausser dass es dessen logische Voraussetzung bildet, denn es stellt keine empirische Realität, sondern nur eine transzendentale Bedingung der Erkenntnis dar»[47]. Die ausführliche Analyse von Kants transzendentaler Deduktion[48], die berechtigte Kritik an derselben[49] wie auch die den Abschnitt über die Erkenntnislehre beschliessenden Kapitel über die Kausalität und die «Aussenwelt und das Ding an sich» lassen – wenigstens vorübergehend – Hume etwas in den Hintergrund treten.

Der zweite Teil beginnt wie der erste mit Prinzipien- und Methodenfragen. Bei Hume treten wegen der Eigenart des in der Ethik untersuchten Gegenstandes die dogmatischen, bei Kant die rationalistischen Züge stärker in den Vordergrund[50]. «Im Gegensatz zu Hume, der seiner Methode gemäss erforscht, was ist, und deshalb die Moral folgerichtig auf eine Affektenlehre gründet, verlegt also Kant, indem er auf Grund von Vernunftprinzipien gesetzlich zu bestimmen unternimmt, was sein soll, das ganze Gewicht der Untersuchung auf den normativen Charakter der Ethik»[51]. Die hier angetönte Frei-

heitsfrage führt Lauener zu Beginn des Kapitels «Vernunft und Moral Sense» weiter aus: «Während für Kant die Vernunft ein selbsttätiges, schöpferisches und synthetisierendes Vermögen bedeutet (...), kann sie nach Hume seinem obersten Prinzip entsprechend (...) bloss kombinatorische oder analytische Tätigkeit ausüben, was sie letztlich dazu untauglich macht, entscheidend in die Prozesse sowohl der theoretischen Erkenntnis als auch der eigentlichen sittlichen Beurteilung einzugreifen»[52]. Die Kapitel «Wille», «Freiheit» und «Das Problem von Gut und Böse» spezifizieren die Freiheitsproblematik und leiten zugleich über zur zentralen Polarität in der Annahme eines «Moral Sense» im Innern des Menschen durch Hume und in der Bestimmung des Sittengesetzes als apriorisch-praktische Erkenntnis durch Kant»[53]. Hume beschäftigt sich seinen methodischen Voraussetzungen entsprechend von vornherein ausschliesslich mit der Frage quid facti, während es Kant seinem rationalistisch-transzendentallogischen Anliegen gemäss allein um die Frage quid iuris zu tun ist»[54].

Urs Schöttli

[1] Immanuel Kant, Metaphysik der Sitten. Berlin 1870. S. 205. – [2] Diese Frage wurde u. a. in den «Schweizer Monatsheften», 50. Jahr, Heft 9, von J.-C. Piguet aufgeworfen. – [3] Norbert Hinske, Kants Weg zur Transzendentalphilosophie. Erster Halbband: Der dreissigjährige Kant. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1970. – [4] Traugott Weisskopf, Immanuel Kant und die Pädagogik. Beiträge zu einer Monographie. EVZ-Verlag, Zürich 1970. – [5] Henri Lauener, Hume und Kant. Francke-Verlag, Bern 1969. – [6] Hinske, S. 7. – [7] a. a. O. S. 9. – [8] a. a. O. S. 9. – [9] a. a. O. S. 9/10. – [10] a. a. O. S. 17. – [11] a. a. O. S. 23/24. – [12] a. a. O. S. 78. – [13] a. a. O. S. 78/79. – [14] a. a. O. S. 42ff. und S. 46. – [15] a. a. O. vor allem S. 55. – [16] a. a. O. S. 78. – [17] a. a. O. S. 87/88. – [18] a. a. O. S. 88. – [19] a. a. O. S. 94. – [20] a. a. O. S. 95. – [21] a. a. O. S. 123ff. – [22] a. a. O. S. 135. – [23] Weisskopf S. 349. – [24] a. a. O. S. 252. – [25] a. a. O. S. 253. – [26] a. a. O. S. 313. – [27] a. a. O. S. 315. – [28] a. a. O. S. 183. – [29] Vgl. Weisskopf, 1. Teil «Immanuel Kant als Zögling und Pädagoge» S. 3–83. – [30] Vgl. Johann Bernhard Basedow: «Das Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker», a. a. O. S. 119ff. und «Lehrbuch der Erziehungskunst zum Gebrauch für christliche Eltern und künftige Jugendlehrer von Friedrich Samuel Bock», a. a. O. S. 135ff. – [31] a. a. O. S. 168. – [32] a. a. O. S. 176ff. – [33] a. a. O. S. 180. – [34] a. a. O. S. 181. – [35] a. a. O. S. 213. – [36] a. a. O. S. 217. – [37] a. a. O. S. 217ff. – [38] a. a. O. Vgl. Anhang I S. 478–519. – [39] a. a. O. S. 350. – [40] Lauener S. 7. – [41] a. a. O. S. 21. – [42] a. a. O. S. 34. – [43] a. a. O. S. 41. – [44] a. a. O. S. 44. – [45] a. a. O. S. 50. – [46] a. a. O. Vgl. Anm. S. 63/64. – [47] a. a. O. S. 83. – [48] a. a. O. Vgl. S. 102ff. – [49] a. a. O. Vgl. vor allem S. 104. – [50] a. a. O. S. 137. – [51] a. a. O. S. 145. – [52] a. a. O. S. 152/53. – [53] a. a. O. S. 205. – [54] a. a. O. S. 213.

HEINE VON RECHTS UND LINKS

Heine ist von der Wissenschaft lange recht stiefmütterlich behandelt worden: bereits im 19. Jahrhundert musste er sich – als nicht ursprünglicher Dichter, der nur nachempfinde – gegen Goethe und die Romantiker ausspielen lassen. Was sich dabei schon früh nationalistisch, gelegentlich antisemitisch artikulierte, erhielt Support von unerwarteter Seite: Karl Kraus hat in seinem berühmt-berüchtigten Aufsatz «Heine und die Folgen» diesen Vorwurf verschärft und Heine für nichts weniger als die «Feuilletonisierung» der Literatur verantwortlich gemacht. Nach dem Versuch des Nazireiches, das Problem Heine wenigstens literarisch einer «Endlösung» zuzuführen (durch jenes ominöse «Dichter unbekannt»), erfolgte bei ihm nicht eine gelegentlich überstürzte «Wiedergutmachung», die anderen Verfemten und Exilierten zugemessen wurde. Er begann nach 1945 eine merkwürdige Doppelexistenz zu führen (was für geistreiche Spässe hätte er dieser Situation nicht abzugewinnen gewusst!), indem beide deutschen Staaten «ihren» Heine reklamierten. So erscheint die längst fällige kritische Gesamtausgabe gleich zweispurig, wobei die ostdeutsche im Vorsprung ist. Dagegen sind in Westdeutschland in den letzten Jahren wichtige Untersuchungen erschienen, die sich um die Erhellung der literarischen Position des Werkes bemühen. Auch die zweibändige Bibliographie und das alljährlich erscheinende Heine-Jahrbuch (beides in den Händen von E. Galley) zeugen von wachsendem Interesse. Dazu kommen zwei neue Publikationen, die hier anzuzeigen sind: *Gerhard Storz*, Heinrich Heines lyrische Dichtung, und *Albrecht Betz*, Kunst und Politik, Heinrich Heines Prosa. Die beiden Werke sind konträr in jeder Beziehung: ihre Verfasser repräsentieren zwei Generationen und Methoden, ihre Intentionen zielen dementsprechend in verschiedene Richtungen, auf überzeitliche Fixierung im einen, auf direkte Aktualisierung im andern Falle. Sie sind damit ein Zeichen jener Pluralität, welche – freilich in jüngster Zeit nicht mehr unwidersprochen – die Geisteswissenschaft auszeichnet und ein Beweis für die Vitalität der Auseinandersetzung um einen Autor, der wohl heute mehr denn je zu irritieren weiss.

Gerhard Storz, ehemaliger Kultusminister in Baden-Württemberg und Verfasser zweier vielgerühmter Bücher über Schiller und Mörike, unternimmt es, trotz der scheinbar grösseren Aktualität und Attraktivität von Heines Prosawerk, das lyrische Œuvre als Ganzes darzustellen. Tatsächlich beruht der frühe und anhaltende Ruhm Heines beim grossen Publikum auf dessen Versen, während die Prosa zwar skandalisierend und tendenziös wirkte, jedoch insgesamt aufgrund jener offenbar nicht auszutreibenden, «urdeutschen» Trennung von essayistischem (=unpoetischem) und (eigentlichem) dichterischem Schrifttum weniger ernst genommen wurde. (Allerdings haben hellhörige Kritiker des «Jungen Deutschland» wie Wienbarg, Ruge, Laube u. a. auf das Neuartige und Bedeutende gerade der Prosa aufmerksam gemacht, ohne dass ihnen die Wissenschaft darin gefolgt wäre.) Storz geht chronologisch vor, indem er die

Gedichtbände Heines anhand von ausgewählten Einzelbeispielen interpretierend durchspricht: «Nur aus Einzelnem und Konkretem tritt ebenso die Evidenz des Vollkommenen wie die Bedingtheit des dichterischen Hervorbringens hervor, und nur vermöge der Einsicht in diese weitverzweigte Bedingtheit bleibt das Werten nahe an seinem Gegenstand: das Urteil verwandelt sich in dessen Beschreibung (27). Solche Methodik statuiert ein Absehen von ausserliterarischen Bedingungen und eine rein textimmanente Bewertung; damit erweist Storz sich als Parteigänger der Interpretation, deren Kunst er allerdings meisterhaft beherrscht. Er konzentriert sich stärker auf seinen eigenen Stil (der trotz seiner Gepflegtheit von vereinzelten Manierismen wie «poesiologisch», «Balancement» oder «schönend» nicht ganz frei ist) als auf die Berücksichtigung und Diskussion der wissenschaftlichen Sekundärliteratur. Der Leser findet eine Sammlung von Einzelinterpretationen, welche den Kunstcharakter der Gedichte ausschöpfen. Diese Betrachtungsweise führt allerdings bei den Zeitgedichten, ja den späteren Gedichten insgesamt, zu einseitigen Resultaten: die Herauslösung des Autors aus den Zeitbezügen und deren Substituierung durch künstlerische Kriterien, die zumeist einer vergangenen Kunstperiode angehören (über die Differenz war Heine sich im klaren, worauf neben den expliziten Äusserungen zu seiner Position das Phänomen der Ironie weist), und die ständige, obwohl unergiebige und wohl subjektiver Vorliebe entsprungene Vergleichung mit Mörike berauben ihn einer wesentlichen Dimension, jenes Neuen, das mit der Tradition gerade bricht. So erstaunt es denn nicht, im abschliessenden Versuch einer Synthese («Heines Dichtertum») ein letztlich doch negatives Urteil zu finden. Hauptbegriff ist die «höchst individuelle, originale Prägung – (der) persönliche Stil» (258), die nur den späten Gedichten aus der Matratzengruft zugestanden werden. Generell aber gilt: «Seine helle Bewusstheit steht der Hingabe an Klang und Bewegung, an die verwandelnde Kraft des Wortes entgegen» (253) und Storz fragt, ob hinter Heines Lyrik «echt ursprüngliches Dichtertum stehe oder ob es sich nicht eher um eine hochbefähigte, geniale Dilettantenschaft des grossen Prosaisten handle» (157): damit sind wir just wieder dort, wovon endlich loszukommen wäre, bei einer unzulässigen Beschränkung der Lyrik auf romantische Einfühlungs- und Erlebnisdichtung. Erst die spezifische Differenz zu dieser markiert den legitimen Ort von Heines Lyrik.

Demgegenüber untersucht Betz mit dem Instrumentarium soziologischer Textauslegung, wie es von Lukács, Benjamin u. a. entwickelt wurde, die Modernität von Heines Prosa. (Einer wichtigen These von Preisendanz, welcher die Arbeit mehr verdankt, als zunächst scheinen möchte, hätte man eine angemessenere methodische Diskussion gewünscht.) Ausgehend vom Problem des Ästhetischen in einer technisierten Warenwelt und der Vermittlung zwischen Ästhetik und Politik – jener Crux aller «engagierten» Literatur – stellt er zunächst die Ausgangsposition Heines dar, die dieser selbst sehr genau analysiert hat: danach steht er am Ende einer Kunstperiode (die mit dem Namen Goethes bezeichnet wird) und hat die Aufgabe, dem Geist der neuen Zeit einen angemessenen Ausdruck zu fin-

den. Dafür bietet sich vorzüglich die Prosa, Sachprosa insbesondere, an: Fiktionales, Erzählerisches findet sich bei Heine sehr wenig, dafür um so mehr «Publizistisches». Betz untersucht die einzelnen Texte im Hinblick auf die Vermittlung von Inhalt und Form. Ausgehend von Hegels Feststellung, dass die Konzeption einer geschlossenen, «schönen» Totalität des Kunstwerkes der vergangenen Kunstepoche angehöre, kann Betz nachweisen, dass die scheinbare Zerrissenheit, das Splittermosaik von Heines Prosa in Tat und Wahrheit der exakt-adäquate Ausdruck des Zeitbewusstseins darstellt. Die unübersichtliche Geld- und Warenwelt, wie sie sich am sinnfälligsten in der modernen Grossstadt ausprägt (Heine bezieht sich wie Marx und Engels auf die avanciertesten Beispiele: Paris und London) kann nur mit neuen Techniken, die nicht mehr, wie die symbolischen der Goethezeit, eine falsch gewordene Ganzheit vorspiegeln, sondern das Fragmentarische bewusst zum Stilprinzip erheben, eingefangen werden; daher konstituieren die Mittel des herausgehobenen Details, der subjektiven Brechung, der Montage, der Fluchtpunkttechnik jene neue Kunstsprache, deren Funktion nicht mehr passives Geniessen, sondern Aktivierung des Lesers meint: «Entlarven und Demaskieren gehören für Heine von Beginn an als aufklärerische Destruktion zu den didaktischen Absichten seiner Prosa» (110). Heine bleiben zwar die «Basis-Mechanismen der Ökonomie» durchaus noch verborgen (das differenzierte Verhältnis Heines zu Marx hat gleichzeitig L. Kreuzer in einer Studie dargestellt): Betz geht keineswegs naiv marxistisch vor; er legt lediglich die gesellschaftsfunktionale Komponente im Prosawerk bloss, indem er dessen scheinbaren Subjektivismus und Feuilletonismus, der notwendig sich der traditionell schönen Form versagen muss, als genaues Äquivalent jener Verhältnisse ausweist, die es zu schildern und damit gleichzeitig kritisch zu distanzieren sucht. Gerade durch das veränderte ästhetische Bewusstsein, das aus seinen Texten spricht, (so verteidigt Heine seine künstlerischen Produkte gegen naiv-plumpe Tendenzdichtung), wirkt er revolutionärer als jene, die das Wort Revolution ständig im Munde führen, partizipiert er an jenem aufgeklärten kritischen Humanismus, der ihn zu einem so viel fesselnderen Schriftsteller macht, als es manche scheinbar «gültiger» Gestaltende geworden sind. Heine als Paradigma des engagierten Dichters, seine Prosa als Möglichkeit der Vereinigung von Ästhetik und Politik: in solcher Aktualisierung liegt der Gewinn dieses präzis formulierten, sauber gearbeiteten Buches.

Christoph Siegrist

[1] Gerhard Storz, Heinrich Heines lyrische Dichtung, Ernst Klett-Verlag, Stuttgart 1971. – [2] Albrecht Betz, Ästhetik und Politik, Heinrich Heines Prosa, Carl Hanser-Verlag, München 1971 (Reihe «Literatur als Kunst»).

UM EDWARD GORDON CRAIG

Es ist etwas Seltsames mit den deutschen Übersetzungen der Schriften von grossen Theoretikern des Theaters. Oft erscheinen sie sehr früh – ja noch lange vor dem Original (so Appia, Die Musik und ihre Inszenierung), oft folgen sie sehr spät (Artaud, Le théâtre et son double; auch Grotoswki) oder lassen überhaupt auf sich warten. Fast komisch liegt der Fall Edward Gordon Craig (1872–1966). Seine erste Schrift «The Art of the Theatre» erschien in deutscher Übersetzung – auf Anregung und mit Vorwort von Harry Graf Kessler – rund ein halbes Jahr vor der englischen Ausgabe. Aber um das Hauptwerk «On the Art of the Theatre» (worin die genannte Schrift als erster von zwei Dialogen wieder abgedruckt wurde, neben weiteren Beiträgen, die zumeist vorher in Craigs Zeitschrift «The Mask» erschienen waren) kümmerte sich kein Verlag – von den späteren Schriften ganz abgesehen. Entsprechend einseitig ist denn auch die Auseinandersetzung im deutschsprachigen Raum mit Craig geblieben.

Nun ist endlich «On the Art of the Theatre» in deutscher Übersetzung herausgekommen[1]. Zu dieser Ausgabe: sie ist flüssig in der Übersetzung, mit einem Nachwort und mit ausführlichen Anmerkungen der Herausgeber versehen. Ob die angewandte Rechtschreibung (Kleinschrift) dem Text förderlich ist, bleibe dahingestellt.

Die durch die Ausgabe angeregte erneute Lektüre dieses Buches bestätigt seine Bedeutung als eine der grundsätzlichen Streitschriften des Theaters. Das Theater (nicht nur dasjenige des Realismus!) wird von seiner Wurzel her in Frage gestellt und ihm die Aufgabe abgefordert, sich selbst zu finden. Noch immer gelten die Einleitungssätze von «Der schauspieler und die übermarionette»: «Es ist immer eine streitfrage gewesen, ob die schauspielkunst wirklich eine kunst und also der schauspieler ein künstler sei oder etwas ganz anderes... Die (an der Streitfrage) beteiligten sind selten selbst schauspieler, kaum je überhaupt vom theater, und alle beweisen sie viel leidenschaftliche anteilnahme und sehr wenig sachkenntnis.» Einige Seiten später heisst es von den Schauspielern: «Heutzutage interpretieren sie etwas, indem sie es *verkörpern;* morgen müssen sie es interpretieren, indem sie es *szenisch vorführen;* und dann schliesslich müssen sie etwas *schöpferisch produzieren.*» Szenisch vorführen – das verlangte Brecht; schöpferisch produzieren – dies, richtig verstanden, könnte in der Tat das Theater weiter führen.

Um was es Craig hauptsächlich ging, ist die Verdrängung des Gefühls zugunsten des Intellekts, des Geistes. Er lässt seinen imaginären Maler fragen, ob es denn nie einen Schauspieler gegeben habe, «der seinen körper von kopf bis fuss so geschult hatte, dass er den bewegungen seines geistes antwortete, ohne die gefühle überhaupt erst erwachen zu lassen?». – Verzichten wir auf weitere Hinweise; wo immer wir das Buch aufschlagen, stossen wir im Grunde auf Lücken der wirklich ernsthaften Auseinandersetzung. Der Theoretiker Craig ist zweifellos noch nicht ausgeschöpft und diese deutsche Ausgabe daher sehr verdienstvoll.

Daneben gab es den Praktiker Craig,

der sich durchaus bewusst war, dass er von den Gegebenheiten des Theaters seiner Zeit ausgehen musste, wenn er es verändern wollte – was dann zumeist als Verleugnung seiner eigenen Theorien ausgelegt wurde. Eine wichtige Epoche in dieser praktischen Tätigkeit war die Arbeit mit der «Purcell Operatic Society» in den Jahren 1900 bis 1902, zusammen mit Martin F. Shaw. Es war dies die erste Regietätigkeit und als solche Quelle praktischer Erfahrung, neben der als Schauspieler bereits gewonnenen, für die theoretischen Arbeiten. Als Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur erschien kürzlich eine Arbeit von Michael Peter Loeffler, die als Dissertation bei Prof. Stamm in Basel eingereicht wurde[2]. Sie unternimmt es, die persönlichen und die theatergeschichtlichen Voraussetzungen dieser Zusammenarbeit, dann die eigentliche Inszenierungstätigkeit und schliesslich deren Auswirkungen gründlich darzustellen.

Christian Jauslin

[1] Edward Gordon Craig, Über die Kunst des Theaters. Nach der Originalausgabe von 1911 übertragen und herausgegeben von Elisabeth Weber und Dietrich Kreidt. Gerhard-Verlag, Berlin 1969. – [2] Michael Peter Loeffler, Gordon Craigs frühe Versuche zur Überwindung des Bühnenrealismus. Schweizer Theaterjahrbuch 35–1969 der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur. Theaterkultur-Verlag, Bern 1971.

HINWEISE

Marxismus

Das marxistische Verständnis von Krieg und Frieden zeichnet sich, wie *Wolfram Wette:* «Kriegstheorien deutscher Sozialisten» (Kohlhammer, Stuttgart) zeigt, durch ein äusserst schillerndes Verhältnis zur Gewalt aus: Einerseits wird eine Theorie der Kriegsursachen geboten, anderseits oft auch eine Rechtfertigung des Kriegs im Dienste der Revolution. Wette geht beiden Aspekten nach und untersucht sie anhand von Texten von Marx, Engels, Lassalle, Bernstein, Kautsky und Rosa Luxemburg und widmet jedem dieser Theoretiker ein materialreiches Kapitel.

*

Wie sich der sowjetische Imperialismus seit der Oktoberrevolution entwickelte und welcher Methoden und Tarnungen er sich bediente, stellt *Ladislaus Singer* in seinem Buch «Sowjet-Imperialismus» (Seewald, Stuttgart) dar. Diese Arbeit erhebt keinen wissenschaftlichen Anspruch, bietet aber auf 200 Seiten einen handlichen Überblick über die aussenpolitische Expansionsstrategie der UdSSR bis zur Breschnew-Doktrin.

Kleinstaaten

Der Norweger *Trygve Mathisen* hat das Problem des Kleinstaats in einer Weise angepackt, die für Leute, die

wie die Schweizer vor allem die spezifische Situation ihres eigenen Landes oder ihrer Nationalität vor Augen haben, nur heilsam sein kann: «The Function of Small States in the Strategies of Great Powers» (Universitetsforlaget, Oslo). Er stellt vor allem eine Typologie verschiedener Funktionen kleiner Staaten auf (Pufferstaaten, Peripheriestaaten usw.) und versucht ferner eine Beurteilung der Wirkungsmöglichkeiten kleiner Staaten. Obwohl das Buch zahlreiche Beispiele zitiert, wirkt es doch oft etwas abstrakt, ohne indessen von der logischen Schärfe zu sein, die die Bildung abstrakter Kategorien voraussetzt.

Soziale Sicherheit

Der in der «Neuen Wissenschaftlichen Bibliothek» des Verlages Kiepenheuer & Witsch von Bernhard Külp und Wilfrid Schreiber herausgegebene Band «*Soziale Sicherheit*» bietet eine sorgfältig abgewogene Orientierung über dieses weite, komplexe und gerade auch in der Schweiz zunehmend intensiver diskutierte Feld politischer Tätigkeit. Der weitgespannte Bogen führt von «Aufgaben und Abgrenzung» über wirtschaftstheoretische Aspekte der Verteilung bis hin zur Darstellung einzelner Systeme der sozialen Sicherurg. Der Band wird sinnvoll abgeschlossen durch einen Abschnitt über Eigentumspolitik.

Politologie

Die Frage nach der Souveränität, nach der höchsten Gewalt im Staate, bildet eines der interessantesten Grenzprobleme zwischen Jurisprudenz und Politischer Wissenschaft. Wie stark der Souveränitätsbegriff mit dem politischen Wandel verknüpft ist, zeigt der von Hanns Kurz in der Reihe «Wege der Forschung» herausgegebene Sammelband «*Volkssouveränität und Staatssouveränität*» (Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt). Darin sind 17 Aufsätze vereinigt, die einen repräsentativen Überblick über die verschiedenen Denkströmungen des 20. Jahrhunderts vermitteln. Sehr gut ist auch die Einleitung des Herausgebers, die die grossen Linien der Entwicklung von Vitoria über Hobbes bis zur Gegenwart nachzeichnet.

*

Der von Dieter Senghaas herausgegebene Sammelband «*Zur Pathologie des Rüstungswettlaufs*» (Rombach-Verlag, Freiburg) vermag dem deutschsprachigen Leser einen ihm sonst kaum bekannten Aspekt der vor allem in den USA gepflegten Diskussion um Grundfragen der internationalen Sicherheit zu erschliessen. Darin finden sich unter anderem eine Kritik des strategischen Denkens (Anatol Rapoport), eine Überprüfung des Begriffs der «Rationalität» (Philip Green), eine Analyse des gegenwärtigen strategischen Gleichgewichts (George W. Rathjens) und Untersuchungen über die Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Rüstung (David M. Shoup und John G. Gurley). Dem Herausgeber ist es gelungen, eine sehr repräsentative Auswahl zu treffen.

Studienhilfe

Wie, warum, wo studiert man Wirtschafts- und Sozialwissenschaften? Die Studentenvereinigung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (Postfach 199,

4001 Basel) hat einen Studienführer «*Das Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in der Schweiz*» herausgebracht, der auf alle diese Fragen und viele andere dazu eine Antwort gibt. Dieser äusserst nützliche Führer orientiert in übersichtlicher Weise über das Wesen der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fächer, über Berufsmöglichkeiten, Studienvoraussetzungen und über Probleme der Studientechnik. Ausführlich werden sodann auch die Ausbildungsmöglichkeiten an den einzelnen Hochschulen beschrieben. Der Führer wendet sich zwar in erster Linie an Maturanden und Studenten der unteren Semester – dank seiner Informationsfülle wird er aber als eigentliches Handbuch jedem willkommen sein, der in irgendeiner Weise mit den in ihm dargestellten Disziplinen zu tun hat.

Schauspielführer

Bereits in elfter Auflage erscheint Reclams Schauspielführer, den *Otto C. A. zur Nedden* und *Karl H. Ruppel* herausgeben. *Hans Daiber*, der die heute modernen Autoren mit ihren Stücken bearbeitet hat, schickt den Stückanalysen eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte des Schauspiels in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts voraus. Es versteht sich, dass eine Publikation dieser Art, bewährt seit Jahren und umsichtig ergänzt, vor allem der schnellen und ersten Information zu dienen hat. Das handliche Buch bietet im knappen Abriss Aufschluss über die dramatische Weltliteratur und auf 32 Bildtafeln Beispiele von Inszenierungen (Verlag Philipp Reclam jun., Stuttgart 1970).

*

Als Sonderausgabe in der Reihe der «Bücher der neunzehn» ist *Georg Hensels* «Theater der Zeitgenossen» erschienen, ein Schauspielführer, der sich auf die Gegenwartsdramatik beschränkt, jedoch in Interpretation und Kommentar profilierte Aussagen nicht scheut. Das Buch kann als Nachschlagewerk benutzt werden und gibt Auskunft über biographische Daten der Autoren und den Inhalt der angeführten Theaterstücke. Die pointierten Urteile und die einprägsamen Formulierungen verraten, dass hier ein engagierter Theatermann und Publizist am Werk ist. Der «kleine Hensel» liest sich als spannende Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Theater (Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt a. M., Berlin und Wien 1972).

Literaturwissenschaft und Kritik

«Provokation und Idylle» ist der Sammeltitel eines Heftes der Reihe «Der Deutschunterricht», die im Verlag Ernst Klett, Stuttgart, erscheint. *Jochen Greven*, *Fritz Hackert*, *Bernd Hüppauf*, *Klaus-Peter Philippi* und *Dierk Rodewald* äussern sich darin zu Robert Walsers Prosa. Es ist ebenso erfreulich wie aufschlussreich, dass die Hebung verstreuter und verborgener Prosa in der neuen, von Jochen Greven betreuten Walser-Ausgabe die Beschäftigung mit dem Dichter mächtig angeregt hat. Die hier vereinigten Beiträge zeigen von verschiedenen Ansätzen her die Aktualität Walsers auf.

*

Gotthard Wunberg legt unter dem Titel «Die literarische Moderne» Doku-

mente zum Selbstverständnis der Literatur um die Jahrhundertwende vor und macht damit am Beispiel einer bestimmten Phase der Entwicklung das Spannungsverhältnis zwischen alt und neu in der Literatur sichtbar. Höchst unterschiedlich sind die Textproben, die von Michael Georg Conrad bis zu Paul Ernst und von Otto Julius Bierbaum bis zu Rudolf Borchardt reichen. Eugen Wolff und Hermann Bahr sind mit ihren selbstbewussten Deutungen der «Moderne» ebenso vertreten wie Heinrich Hart oder Friedrich Michael Fels. Sorgfältige Nachweise, biographische Hinweise zu den Autoren, ein Namen- und Sachregister sowie ein Nachwort des Herausgebers vervollständigen die vorzügliche Dokumentation eines Themas, dessen kritische Reflexion auch das gegenwärtige Literaturgespräch erfassen müsste (Athenäum-Verlag GmbH, Frankfurt a. M. 1971).

*

«Ästhetik, Ökonomie und Gesellschaft» heisst eine gross angelegte Untersuchung von *Horst Althaus*, die davon ausgeht, «dass eine weiterführende Kunstinterpretation bei der materiellen Basis zu beginnen hat, auf der der Künstler existiert und sein Kunstwerk hervorbringt.» Geschichte der Kunst, so wird hier vorausgesetzt, ist nicht von der Geschichte der gesellschaftlichen Klassen zu lösen. Der Autor, Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Universität Gent, argumentiert vorwiegend an der deutschen Entwicklung bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts (Verlag Francke AG, Bern).

Mitarbeiter dieses Heftes

Prof. Dr. oec. publ. Franz Aschinger, 8053 Zürich, Eierbrechtstrasse 23
Albert Béguin (1901–1957)
lic. phil. Erna Brandenberger, 8006 Zürich, Goldauerstrasse 12
Dr. phil. Alfred Cattani, 8132 Egg, Brunnenwiesstrasse 3
Dr. phil. Peter Grotzer, 8032 Zürich, Freiestrasse 21
Oberstkorpskommandant Dr. iur. Paul Gygli, 8500 Frauenfeld, Spannerstrasse 10
Dr. phil. Christian Jauslin, D-5 Köln 41, Klosterstrasse 56
Prof. Dr. phil. László Révész, 3012 Bern, Seidenweg 19
Regierungsrat Willi Ritschard, 4708 Luterbach, Wydackerstrasse 10
cand. phil. Urs Schöttli, 4054 Basel, Reussstrasse 97
Prof. Dr. iur. Leo Schürmann, 4600 Olten, Baslerstrasse 57
Dr. phil. Christoph Siegrist, 8903 Birmensdorf, Howielstrasse 8
Dr. iur. Benedikt von Tscharner, Chef des Integrationsbüros, 3003 Bern, Bundeshaus

Franz E. Aschinger, 1914 geboren, studierte an den Universitäten von Zürich, London und Paris und promovierte mit einer Arbeit über Raymond Poincarés Finanz- und Geldpolitik zum Dr. oec. publ. Nach mehrjähriger Tätigkeit im